Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weißl.

(20. Fortsetzung.)

Graf Heinen schlüpfte in ein Morgenkostüm, ging zum Fenster und überflog die Depesche ein drittesmal. Sie war in den ersten Morgenstunden in Pontafel aufgegeben und hatte folgenden Wortlaut:

„Achtung! Gefahr droht. Sofort abreisen. Jetzt sind wir quitt."

Die Depesche trug keine Unterschrift.

Heinen war kein Mann langen Ueberlegens.

Er trat vor den Spiegel und betrachtete prüfend sein verlebtes Antlitz. Dann wandte er sich seinem Schreibtisch zu, ließ sich in den lederbezogenen Armstuhl nieder und begann, Laden auf- und zuzuschieben.

Als der Friseur eintrat, war der Graf eben mit der Sichtung der Papiere seines Schreibtisches zu Ende.

„Rasiren Sie mir den Schnurrbart weg!"

„Ganz weg, Herr Graf?"

„Ja, ganz. Ich will mit der Mode gehen."

Als Heinen eine Viertelstunde später sich wieder im Spiegel besah, nickte er befriedigt. Ohne den dichten blonden Schnurrbart war er ein ganz anderer.

„Nicht zum erkennen san S', Herr Graf, jetzten ohne Schnurrbart," meinte der Friseur.

Heinen rief seinen Diener und schickte ihn mit einer Kommission in die Stadt. Als er allein war, zog er seinen Jagdanzug an, setzte den kleinen grünen Hut auf, steckte ein dickes Portefeuille, das er dem Schreibtisch entnommen hatte, in die Brusttasche und verließ die Wohnung.

Der Portier grüßte ihn nicht. Augenscheinlich hatte er ihn nicht erkannt. Auch der Briefträger, dem er an der Ecke begegnete, ging ohne Gruß an ihm vorbei.

Heinen bestieg eine elektrische Tramway und fuhr bis zur Ferdinandsbrücke. Von dort setzte er seine Fahrt mit der Stadtbahn fort und gelangte bis Hietzing. Von Hietzing fuhr er mit der Dampftramway nach Mödling und von Mödling mit der Südbahn zurück nach Meidling. Dort setzte er sich abermals in die Stadtbahn, die ihn nach Preßbaum brachte. In Preßbaum erwartete er den Zug der Westbahn, der bis Amstetten fuhr. In Amstetten löste er eine Schnellzugskarte nach Buchs und benutzte den Wiener Abendschnellzug zur Weiterfahrt.

Ungefähr um dieselbe Zeit also, als Doktor Martens mit dem Agenten vom Südbahnhofe zur Wohnung des Grafen fuhr, befand sich dieser auf dem Wege nach der Schweiz.

Und es gelang ihm auch, ungehindert über die Grenze zu kommen.

Dem Kommissar wurde vom Diener erklärt, daß sein Herr meistens erst gegen Morgen heimkehre. Zur Annahme einer Flucht war kein Anlaß vorhanden, denn nichts in der Wohnung wies darauf hin.

Während also die Agenten geduldig vor dem Hause Friedrichstraße Nr. 42 warteten, brachte der Eilzug den Grafen in die Sicherheit der Schweizer Berge.

14. Kapitel.

Pünktlich stellte sich die Baronin Sternburg am nächsten Morgen bei Polizeirath Wurz ein.

Sie fand das Bureau voll von Leuten. Der Polizeirath wollte nämlich ganz unmerklich eine Konfrontation vornehmen.

Jenes Dienstmädchen, das die Frau mit den rothen Haaren gesehen, der Einspänner- und der Fiakerkutscher, die sie geführt hatten, waren vorgeladen, um festzustellen, ob jene Frau mit der Baronin Sternburg identisch sei oder nicht.

Als die Baronin eintrat, wurde sie von allen Seiten scharf fixirt. Die drei Zeugen schüttelten den Kopf.

Bevor der Polizeirath an die Baronin irgendwelche Fragen stellte, ersuchte er sie, auf einer feinberußten Platte ihre Finger abzudrücken.

Die Baronin fand diesen Wunsch zwar höchst merkwürdig, willfahrte ihm aber, da ihr versichert wurde, daß dieses Experiment für den Gang der Untersuchung wichtig sei.

Die sofortige Untersuchung des Fingerabdruckes und der Vergleich mit jenem, den schon Doktor Martens besaß, ergab eine derartige Verschiedenheit der Bilder, daß die Annahme, die Baronin könnte sich doch an jenem Fenster aufgehalten haben, vollständig zunichte wurde.

Der Polizeirath war ein viel zu guter Kriminalist, als daß er jetzt auch nur den leisesten Zweifel an der Unschuld der Baronin gehegt hätte. Alle verdächtigen Momente mußten auf Zufälligkeiten zurückzuführen sein, die aufzuklären die Baronin gewiß imstande war.

„Ich bitte Sie jetzt, uns alles, was Sie über den Diebstahl der Papiere wissen, in möglichst zusammenhängender Weise zu erzählen."

Die Baronin lehnte sich in den Fauteuil zurück, dachte einige Sekunden nach und begann:

„Damit Sie meine Handlungsweise und auch alles, was ich Ihnen in dieser Angelegenheit mitzutheilen habe, vollständig verstehen, muß ich weiter zurückgreifen. Wie Sie wissen, tauchte mein Bruder seinerzeit in Marcone bei den Kaisermanövern auf, wurde, als er gerade bei uns zu Besuch weilte, verhaftet und vom Grafen Heinen später nach Morpiero eskortirt, um in die Festung abgegeben zu werden. Ich galt damals für seine Braut. Das mußte sein, um das Geheimniß seiner Person zu wahren und doch einen Verkehr zu ermöglichen. Graf Heinen ist mein Cousin. Wir sind durch meinen verstorbenen Mann verwandt. Er wußte, daß der Sträfling mein Bruder war. Heinen war als leichtsinniger, verschuldeter Offizier in unserer Familie bekannt. Er hatte sich von meinem Vater oft große Beträge ausgeliehen, die er im Makao verspielte.

Ich benützte unsere verwandtschaftlichen Beziehungen und bat ihn, dem Gefangenen, der ja Rekonvalezent war, beim Transporte jede mögliche Erleichterung zu gewähren.

Heinen willigte ein und war auch für anderes noch zu haben. Er verpflichtete sich, dem Gefangenen am Abend in Morpiero ein Packet einzuhändigen, daß ich ihm nebst einem Schuldschein über achttausend Lire, die er zwei Tage vorher im Hasardspiel an meinen Vater verloren hatte, übergab. Ob Heinen wußte, daß jenes Packet eine englische Feile enthielt, weiß ich nicht. Er sorgte auch dafür, daß der Transport, wie verabredet, in Morpiero verspätet eintraf, so daß mein Bruder dem Gemeindearreste übergeben werden mußte, aus dem er dank jener Feile entkam. Natürlich wurde Heinen zur Verantwortung gezogen. Die Sache sah damals ziemlich ungünstig für ihn aus, um so mehr, als er im Regiment keinen guten Ruf hatte. Er verstand es jedoch, sich bei der militärischen Untersuchung reinzuwaschen, nahm aber seinen Abschied.

In Wien suchte er mich später auf. Zu einer Zeit, da ich bereits mit Fernkorn verlobt war. Durch die Drohung, dem Hauptmann zu verrathen, daß ich die Schwester jenes Mannes sei, der der Spionage verdächtig gewesen, erpreßte er mir unausgesetzt Geld. Durch allerlei Nachrichten über meinen Bruder erhielt er mich in steter Angst. Ich hatte unausgesetzt das Gefühl, daß ein Wort Heinens meinen Bruder verderben und mich selbst um mein Lebensglück bringen könnte. So war ich schwach genug, seine Wünsche nach Geld immer wieder zu erfüllen.

Dann kam jener Abend. Bei meinem Onkel war große Gesellschaft. Heinen hatte an jenem Abend wieder an mir eine Erpressung verübt. Er erzählte mir, daß mein Bruder sich in Graz befinde und demnächst unter dem Namen Adolf Strebinger in Wien eintreffen werde. Er verlangte Geld. Ich bestellte ihn für den nächsten Tag in meine Wohnung.

Mißgestimmt und nervös versuchte ich, mich aus der Gesellschaft zu stehlen. Ich ging ins Schlafzimmer meiner Tante. Dort saß ich wohl eine halbe Stunde, fern vom Lärm, ganz allein mit meinem Gedanken.

Plötzlich fiel durch den Spalt der Thür, welche das Schlafzimmer meiner Tante mit dem Arbeitszimmer meines Onkels verbindet, ein schwacher Lichtschein ins Zimmer. Es mußte jemand das elektrische Licht aufgedreht haben, denn als ich vor einer halben Stunde das Zimmer durchschritten hatte, war es dunkel. Ich verhielt mich ganz ruhig, denn ich wollte nicht entdeckt, aus meiner Ruhe nicht aufgestört werden.

Ich spähte durch den Spalt und sah — meinen Vetter Heinen, der offenbar soeben ins Zimmer getreten war.

Er ging rasch auf den Schreibtisch zu, öffnete ihn mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, entnahm der mittleren Lade ein Bündel Akten und verschwand ebenso rasch und leise, wie er gekommen.

Ich war sprachlos. Ich hatte sicherlich keine gute Meinung von Heinen, aber einen Diebstahl hätte ich ihm doch nicht zugetraut.

Sie werden mich jetzt wohl fragen, warum ich nicht sofort Lärm schlug? Oder warum ich am nächsten Tage, als das ganze Haus über den unerklärlichen Diebstahl sich in Aufregung befand, meinem Onkel nicht alles erzählte?

Aus zwei Gründen unterließ ich das. Erstens fürchtete ich mich vor Heinen, der ja der Mitwisser meines Geheimnisses war, zweitens empfand ich Heinen gegenüber, trotzdem ich seine Minderwerthigkeit erkannte, eine Art Dankbarkeit dafür, daß er meinem Bruder damals in Morpiero zur Flucht verholfen. Es war ja schließlich doch der Retter meines Bruders.

Als ich sah, welcher Werth auf die verschwundenen Dokumente gelegt wurde, wandte ich mich an ein Privatdetektivbureau und ließ Heinen überwachen. Ich that dies, um Material gegen ihn zu sammeln.

Von meinem Onkel erfuhr ich dann gesprächsweise, daß die Polizei auch meinem Bräutigam nachstelle. Das war ein furchtbarer Schlag für mich. Ich suchte einen Weg, die Behörde von dieser falschen Spur abzubringen und ihre Aufmerksamkeit auf die richtige zu lenken. Ich begann eine Korrespondenz mit Dr. Specht, der mir von meinem Onkel als jener Kommissar bezeichnet worden war, der die Untersuchung führte.

Endlich lud ich Heinen selbst zu mir und forderte ihn auf, die Papiere zurückzustellen, ich drohte ihm, meinem Onkel Holmhorst alles mitzutheilen. Wissen Sie, was er mir darauf mit der kältesten Gelassenheit zur Antwort gab?

„Das wirst Du sicherlich nicht thun, verehrte Cousine," sagte er, „Du wirst schweigen, wenn Du Dich nicht selbst ins Unglück stürzen willst. Ich habe die Papiere zu mir genommen, um ein Geschäft mit Deinem Bruder abzuschließen. Merke Dir das! Wenn Du mich anzeigst, so ist auch er verloren."

„Das glaube ich nicht," entgegnete ich, „wenn Du die Papiere nicht heute noch zurückgibst, werde ich dem Polizeikommissar Doktor Specht, mit dem ich schon seit langem in Korrespondenz stehe, alles mittheilen."

Um ihm zu zeigen, daß ich die Wahrheit spreche, zeigte ich Heinen einen Brief des Kommissars. Er steckte ihn lächelnd mit den Worten ein:

„Dieses kleine Schreiben kann mir vielleicht noch gute Dienste leisten. Mach', was Du willst. Wenn Du es für gut findest, zeig' mich an. Vergiß aber nicht, daß ich nicht allein falle."

Mit diesen Worten verließ er mich.

Am nächsten Tage war die Redoute. Ich bestellte Doktor Specht in den Saal. Der Umstand, daß mir mein Onkel erzählt hatte, man habe die Ueberwachung meines Bräutigams noch immer nicht aufgegeben, bestärkte mich in dem Entschluß, der Behörde den Weg zu weisen, ohne selbst aus meiner Reserve herauszutreten. Ich hatte zwar ein Rendezvous mit Hauptmann Fernkorn im Sophiensaal verabredet, wollte aber unerkannt bleiben, um mit Polizeikommissar Doktor Specht sprechen zu können. Ich fuhr daher zu meiner Freundin, Frau von Sellheim, um das Nöthige mit ihr zu besprechen. Sie zeigte sich bereit, mich zu begleiten, mein Automobil hatte ich unten warten lassen, und so fuhren wir vor einen Laden, wo wir zwei Dominos kauften, denn ich wollte von Hauptmann Fernkorn nicht erkannt werden, während ich mit Specht verhandelte. Ich beabsichtigte später den Domino zu wechseln. Dann fuhren wir wieder zur Frau von Sellheim, wo wir uns umkleideten, schließlich auf die Redoute. Von dem Privatdetektiv, der Heinen überwachte, hatte ich erfahren, daß er in der letzten Woche dreimal in das Haus Grillhoferstraße 46 gegangen war, und schloß, daß er wohl dort wegen der Papiere unterhandle. Zweimal hatte er zu diesen Wegen mein Automobil benützt, das zu seiner Verfügung stand, wenn ich es nicht benöthigte.

Ich sprach Polizeikommissar Specht im Saale an, machte ihn darauf aufmerksam, daß die Behörde eine falsche Spur verfolge, deutete ihm den Thäter an und wollte eben von der Grillhoferstraße zu reden beginnen, als meine Freundin herbeistürzte und mir mittheilte, daß vor einer Stunde mein Bruder im Hause Grillhoferstraße Nr. 46 erschossen worden war.

Frau von Sellheim hatte sich gelangweilt im Saale herumgetrieben. Da war ihr Heinen aufgefallen, der anscheinend jemand suchte. Sie sprach ihn an und er bat sie, mir sofort mitzutheilen, daß Giorgio erschossen worden sei.

Ich hielt das Ganze für einen Schreckschuß Heinens, der mich vielleicht im Gespräche mit dem Kommissar gesehen hatte, und fuhr sofort nach Ottakring.

Auf dem Gürtel ließ ich halten und schickte den Chauffeur in die Grillhoferstraße. Er kam mit der Nachricht zurück, daß thatsächlich dort ein junger Mann namens Adolf Strebinger das Opfer eines Verbrechens geworden sei.

Ich wußte aus den Mittheilungen Heinens, daß mein Bruder sich diesen Namen beigelegt, und so stand die Richtigkeit für mich außer Zweifel. Ich fuhr sofort in meine Wohnung zurück und packte meine Koffer. Meine Absicht war, vor allem meinen Vater von den schrecklichen Ereignissen schonend in Kenntniß zu setzen, dann aber wollte ich auch selbst vom Schauplatz verschwinden, um nicht durch eine zufällige Entdeckung in die Enge getrieben zu werden.

Von Venedig schrieb ich an Heinen. Ich forderte ihn auf, nach Venedig zu kommen und mir dort einen sicheren Ort zu nennen, wo wir miteinander unterhandeln könnten. Heinen kennt Venedig genau. Er kam sofort und bezeichnete mir auch ein kleines Gasthaus in der Nähe des Rialto, das ich, wenn auch widerwillig, aufsuchte. Und dort erzählte er mir folgendes:

Er war bei meinem Bruder, um wegen der Papiere zu unterhandeln. Heinen stand neben ihm. Plötzlich klirrte die Scheibe und in derselben Sekunde sank mein Bruder vom Sessel. Heinen wollte ihn aufrichten, aber es war zu spät. Ein kleiner Blutstropfen trat aus der linken Schläfe. Heinen hatte keinen Schuß gehört, nur das Klirren der Scheiben. Als er sah, daß meinem Bruder nicht mehr zu helfen war, suchte er das Weite. Mein Automobil, das er benützt und mir dann zurückgeschickt hatte, holte ihn ab. Vom Chauffeur erfuhr er, wo ich mich befand. Er suchte mich und wurde von meiner Freundin angesprochen.

Mit Heinen wurde ich in Venedig bald handelseinig. Ich kaufte ihm gegen den Betrag von dreißigtausend Kronen die Dokumente ab, um sie meinem Onkel wieder zurückzustellen und so mit einem Schlage die ganze Affäre aus der Welt zu schaffen. So, das ist alles, was ich weiß."

Kommissar Martens hatte die Erzählung der Baronin protokollirt.

„Sind Sie zu Ende, Baronin?" fragte der Polizeirath.

„Ja. Es mag nicht richtig sein, wie ich gehandelt, aber ich that es unter dem Zwange der Verhältnisse. Nur der Umstand, daß man meinen Bräutigam verdächtigte, entlockte mir das Geheimniß, das ich jahrelang in mir getragen habe. Und wäre ich nicht mit Fernkorn verlobt gewesen, so hätte ich gewiß nicht einen Moment gezögert, die Anzeige zu erstatten. So aber stand mein Lebensglück auf dem Spiele."

Der Polizeirath erhob sich:

„Was ich Ihnen bereits versprochen habe, kann ich Ihnen nochmals wiederholen. Weder Ihr Bräutigam, noch sonst irgend jemand wird von den Dingen, die Sie uns jetzt erzählt haben, etwas erfahren. Die Spionageaffäre gehört, wenn Sie dieses Protokoll unterschrieben haben, nur mehr den Akten an. Aber dessenungeachtet werde ich Sie in den nächsten Tagen öfter zu mir bitten müssen, da es jetzt gilt, den Mord in der Grillhoferstraße aufzuklären."

15. Kapitel.

Die Angaben der Baronin hatten die Situation insoweit geklärt, als sie einerseits verschiedene Annahmen der Behörde vollständig entkräfteten, andererseits eine scharfe Trennung der beiden Delikte ermöglichten.

Als Polizeirath Wurz zwei Stunden nach dem Verhöre der Baronin beim Polizeipräsidenten in Gegenwart der Kommissare Doktor Specht und Doktor Martens sein Referat erstattete, konnte er aus innerster Ueberzeugung der Meinung Ausdruck geben, daß die Spionageaffäre für die Behörde beigelegt sei.

Mit der Rückstellung der Dokumente an Feldmarschall-Leutnant Holmhorst war die Affäre vorläufig erledigt, da eine Spur Heinens nicht gefunden werden konnte und man gegen die Baronin Sternburg nicht weiter vorzugehen gewillt war. Von hoher Seite war dem Polizeipräsidenten der Wink gegeben worden, die Sache nunmehr im Sande verlaufen zu lassen.

Baron Sphor wurde telegraphisch aus Venedig berufen.

Er erschien am nächsten Mittag, etwas niedergeschlagen, da er Venedig nur ungern verlassen hatte, und erzählte, was er von der Schwester des Ermordeten über die Person des jungen Castellmari in Erfahrung hatte bringen können. Es war nicht viel: Giorgio war in früher Jugend für den Soldatenstand bestimmt worden, absolvirte den Generalstabskurs und den höheren Reitkurs in Turin. Von diesem Augenblicke schien die Geschichte schief gegangen zu sein. Das junge Mädchen wußte darüber selbst nicht viel, oder die strenge Erziehung, welche in Italien den Töchtern der patrizischen Familien zutheil wird, hielt sie ab, sich ausführlicher zu erklären. Sie deutete Sphor nur an, daß ihr Bruder in Turin Beziehungen zu einer Kunstreiterin, die er dort kennen gelernt, unterhalten habe und dadurch immer mehr vom Dienste abgezogen worden sei. Vorstellungen, die ihm sein Vater machte, blieben ebenso wirkungslos, wie die ernsten Ermahnungen seines Obersten, der ihm sehr wohlwollte. Plötzlich löste er die Beziehungen zu der Artistin, und eine Woche später galt er für verschollen. Daß der Bruder als Spion ins Ausland geschickt worden war, wußte Maria nicht, nur war es ihr aufgefallen, daß der Bruder in Marcone plötzlich wieder ins Haus kam, und daß sie ihn bei dieser Gelegenheit verleugnen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

— Hinausgegeben. Gast: „Herr Wirth, eine Flasche Wein!" Wirth (spöttisch): „Aber, Herr Schulze, ich denke, Sie sind Abstinenzler?" Gast: „Bin ich auch; aber Ihren Wein darf ich deswegen ruhig trinken."

— Zur Unterstützung der Reservisten des Heeres gibt es in Frankreich eine Gesellschaft, die „Maison du Soldat", die im Laufe der letzten acht Jahre 23,000 Reservisten bei ihrer Entlassung vom Regiment unterstützt hat.

— Mißverständniß. (In der Apotheke.) Junger Herr (Stotterer): Hyp — — hyp — — — Apotheker (leidenschaftlicher Freund des Rudersport): Hurrah!! Junger Herr: Aber nein! Hyp — hyperman — gan — sau — saures Kali!

— Boshaft. „Ihre Frau ist eine begeisterte Anhängerin der Leichenverbrennung, wie ich aus ihrer Unterhaltung gehört habe." Junger Ehemann (seufzend): „Ja, ja, heute Mittag hat sie erst wieder eine prachtvolle Gänseleiche verbrennen lassen!"

Die tote Nixe.

Skizze von Arno Feld.

Als Helga Hansen ihren Freund und Lehrer, den Professor Argander, fragte, ob er Lust habe, eine richtige ostfriesische Hochzeit mitzumachen, lachte der Riese sein abgrundtiefes, kollerndes Baßlachen.

„Wie kommen Sie denn auf so etwas, Elschen?"

„Ich fahre heim, zur Hochzeit meiner Schwester."

„Und da wollen Sie mich mitnehmen?"

„Wenn es Ihnen Spaß macht — gern. Ich denke mir, daß es Sie interessieren wird. In unserer Gegend haben sich noch die alten Bräuche und zum Teil sogar die Volkstrachten erhalten."

Josias Argander legte die tischgroße, schwere Palette, die außer ihm niemand auch nur drei Minuten halten konnte, beiseite und näherte sich dem hochlehnigen Chorstuhl, in dem Helga Hansen eine Zigarette rauchte. Ihr zierliches Figürchen reichte mit den Kinderfüßen nicht bis auf den Teppich.

„Was sie sagen!" äußerte er interessiert. „Da gibt es wohl auch was Rechtes zu essen und zu trinken?"

„Acht Tage lang nichts wie das."

„Hotzdunnerlichting!"

Wieder kollerte das tiefe Lachen. In Helgas feinem, etwas wächsernen Gesichtchen lachten nur die dunkeln, rätselhaften Augen. Rätselhaft — weil sie im Lachen strahlendes Leben hatten, ernst aber jenen leeren, unirdischen Ausdruck der Kurzsichtigen, die kein Glas tragen. So sah sie auch jetzt zu ihm auf.

„Des weiteren würden Sie an der friesischen Küste für Ihre „tote Nixe" bessere Studien machen, als hier an den stillen Binnengewässern."

Der Professor schob ein Stück alten flandrischen Brokats von dem nächsten Schemel und ließ sich nachdenklich nieder.

„Wissen Sie, Elschen — die Idee ist gar nicht so übel. Namentlich was die Seestudien betrifft. Aber wie wird's mit dem Akt —? Sie haben mir's abgeschlagen — —"

„Daheim ließe sich darüber reden."

Unter den starken Brauen leuchteten seine Augen hell auf.

„Dann wird's gemacht! Wann soll es losgehen?"

„Uebermorgen ist die Hochzeit. Wir müßten morgen früh abreisen."

„Hm, ja — es ist ein verflixtes Ende von München bis da hinauf an die Wasserkante." — Noch einige Sekunden überlegte er, während die weiße, breitknochige Hand im Stirnhaar kraute. — „Und Sie meinen, daß ich nicht lästig falle?"

„Aber ich bitte Sie! Viel Gäst', viel Ehr' heißt es bei uns."

„Also gut! Helfen Sie mir gleich ein paar Postkarten schreiben, damit die Schwabinger Bande morgen nicht erst anschwirrt zum Unterricht. Sie haben mir übrigens in den ganzen vier Jahren noch nichts erzählt von Ihrer Familie — und daß Sie Schwestern haben. Sind die älter oder jünger?"

Helga verzog den schmalen, blaßroten Mund. Es konnte ein Lächeln sein — oder anderes. Sie ließ den Rest der Zigarette fallen und glitt aus dem Chorstuhl auf die Füße.

„Noch älter —?"

Der Professor sah ihr verdutzt nach, als sie zum Schreibtisch ging und dort in dem Chaos von Papieren und Büchern nach Karten suchte.

„Was heißt das ... wie alt sind Sie denn überhaupt —?"

„Elschen ist einunddreißig — gewesen."

Ironisierende Koketterie lag darin. „Hotzdunnerlichting!" staunte der Professor, indem er die Fäuste in die Seiten stemmte. „Das ist das erste, was ich höre —"

„Je nun, Sie haben mich nie gefragt. Und von selbst spricht man doch nicht davon, daß man über die dreißig hinaus ist."

„Da wäre ich also nur sechs Jahre älter als Sie?!"

„Stimmt."

„Kind, das ist doch nicht möglich! Ihrem Aussehen nach —"

„Ja, das Aussehen!" Sie lehnte sich in den Sessel zurück und schaute durch die Glaswand des Ateliers in den Garten hinaus. „Dieses Aussehen und etliche Sonderart, die wohl damit zusammenhängt, haben mich schon aus meinem eigentlichen Lebensgleise gebracht. Friesische Großbauerntöchter werden sonst nicht Malerinnen — müssen Sie wissen. Die schaffen tüchtig in der Wirtschaft und heiraten mit achtzehn."

„Und weshalb haben Sie nicht geheiratet?"

Helga Hansen wandte den Kopf mit dem gescheitelten, über Stirn und Ohren gewellten Haar vom Fenster ab, und die dunkeln Augen schauten leer und glanzlos zu ihm auf.

„Weil mich niemand gemocht hat."

„Aber Elschen — Sie sind doch ein so lieber Kerl!"

Ein flüchtiges Rot stieg ihr in die Stirn.

„Schon als Kind nicht," betonte sie mit Nachdruck. „Die Leute daheim erzählen sich, daß ein Fluch auf mir lastet — der Fluch einer Zigeunerin, die von meiner Mutter beim Wäschestehlen abgefaßt wurde. Deshalb bin ich keine blonde, starke Marschendeern geworden, sondern eine Puppe, die den Burschen zu zerbrechlich schien. Jedenfalls hat keiner um mich gefragt. Mit sechsundzwanzig, nachdem die Mutter gestorben, bin ich dann fortgegangen ... um meinen großen, blonden, richtig friesischen Schwestern nicht im Wege zu stehen. Es wird bei uns streng der Reihe nach geheiratet — müssen Sie wissen. Solange die Aelteste im Hause ist, kann die nächste nicht unter die Haube. Und eine längere Wartezeit mochte ich den Schwestern nicht zumuten — ganz abgesehen von dem knurrigen Gesicht, das Vater schon lange machte."

„Armes Wurm — —"

„Wieso? Ich fühle mich ganz wohl. Und es ist allen geholfen. Stine hat schon drei Buben. Hanna heiratet übermorgen, und um die letzte, die Annemarein, ist mir nicht bange. Mit ihren meterlangen, dicken, kornblonden Zöpfen ist sie die hübscheste und trotz ihrer knapp siebzehn Jahren eine Kriemhild von Gestalt. — Wo haben Sie eigentlich die Postkarten, Professor?"

Da er sich über sie beugte und im gemeinsamen Suchen ihre Hand berührte, zuckte Helga Hansen kaum merklich zusammen und rückte mit dem Sessel beiseite.

* * *

Hochzeit und Nachfeier waren schon zehn Tage vorüber — und Professor Argander weilte immer noch auf dem Schulzenhof von Densloe. Er war begeistert von dieser stillen, fruchtschweren Natur und fast mehr noch von dem Menschenschlag, dem er sich nach Art und Wesenheit verwandt fühlte.

Geschafft aber hatte er noch nichts. Es kam ihm das endlich wie eine Art Pflichtverletzung zum Bewußtsein, als er Helga eines Tages mit dem Malgerät auf der Duvenhöhe fand — da, wo der Weg abbog, der durch den Buchenwald nach der Düne und dann zum Meere führte.

Er warf sich neben der Staffelei ins hohe Ried und starrte mit seltsam flackerndem Blick über die Kornfelder, die im Winde grün-goldene Wogen trieben. Minutenlang ... Dann stützte er sich auf den linken Arm und strich mit der Rechten über Augen und Stirn.

„Es ist ein Skandal, Elschen, daß ich in bald drei Wochen noch keinen Pinsel angerührt habe —"

„Die Arbeit läuft Ihnen nicht fort."

„Das sagen Sie so. Die Schwabinger schreiben schon ungeduldige Ansichtskarten, und länger als vier Wochen kann ich doch Ihrem alten Herrn nicht gut auf dem Halse liegen. Herrgott, ist das ein prachtvoller Mensch!"

Helgas Augen lachten auf ihn herab.

„Genau so beurteilt er Sie, Professor. Der ganze Hof und das Dorf schwärmen von Ihnen. Man versöhnt sich ordentlich mit mir, da die „lütte Zigeunersche" einen solchen Freund und Lehrer hat."

„Was Sie wieder daherreden!" grollte sein Baß. Aber er lächelte dabei, und es klang nur gezwungen ernst, als er hinzufügte: „Nein, nein — das geht nicht weiter. Von morgen ab bin ich den ganzen Tag an der See. Und werden Sie Wort halten, Elschen —?"

Sie beugte sich näher an die Staffelei.

„Worin — —"

„Elschen, Sie wissen, daß ich kein anderes Modell brauchen kann für das, was mir vorschwebt. Es ist, als wenn der liebe Herrgott Sie mir eigens für die tote Nixe geschaffen hätte — —: diese Sylphenlinien, das Kindliche und doch Reife — und die Augen vor allem! Diese seltsamen toten Augen, sobald Sie ernst dreinschauen. Das alles brauche ich. Und Sie sind doch mein kleiner Freund und Kamerad, Elschen, nicht wahr?"

Helga nickte.

„Na also!"

Dann trat wieder das unruhige Flackern in seinen Blick, und er schluckte, als würge ihn etwas. Große Büschel des dürren Grases rupfte er aus und streute sie umher.

„Und da Sie mein Freund sind, Elschen, so gehe ich Sie noch in einer andern Frage um Rat an. Sehen Sie mal — — — ich habe das Bohemeleben gründlich satt. Die Ueberjünglinge und Malweiblein von München-Schwabing haben's mir verekelt. Eigentlich schon lange. Nur die Gewohnheit hat mich das noch ertragen lassen. Seit ich diese reine Luft geatmet und die starken, stolzen Adelsmenschen hier kennen gelernt habe, denke ich schaudernd an das Pygmäenvolk, an den Verkehr mit ihm in Cafés und Speisehäusern. Ich möcht ein Heim haben, Elschen — mit einer guten, tüchtigen Frau, die auch wirtschaftlich zupackt und mich in Ordnung hält. Und — — — na also kurz und schmerzlos: ich bin dahintergekommen, daß ich alter Esel ... daß mein Herz an Annemareins Zopfschleife baumelt. Verrückt, was?"

In befangener Frage, beinahe verstört, sah er zu ihr auf. Helga Hansen arbeitete in ruhigen glatten Pinselstrichen an ihrer Skizze.

„Weshalb verrückt? Nur würden Sie sich noch anderthalb Jahr gedulden müssen. Vor achtzehn kommt keine vom Schulzenhof."

„Und wenn ich drei Jahre warten sollte!" eiferte er begeistert, indem er sich in den Knien aufrichtete. „Bloß einige Gewißheit möchte ich haben daß der Vierzigjährige nicht ausgelacht wird, wenn er zu gegebener Zeit anklopft."

„Das können Sie unbesorgt heute schon tun."

„Ist das Ihr Ernst, Elschen — Ihr voller Ernst?"

Helga nickte ... da riß er sie in tapfiger Bärenhaftigkeit an sich — um sie gleich darauf erschrocken freizugeben. Es war ein entsetzlicher Schrei, den Helga ausgestoßen. Als der Riese ihre Hand nahm und wie ein Kind um Verzeihung bat, verzog sie den schmalen, blaßroten Mund. Es konnte ein Lächeln sein — oder anderes.

„Da Sie mir wehgetan, werden Sie zur Strafe das Bild verbessern und beenden."

Feuereifrig griff er nach der Palette, die ihr entfallen war und malte. Eine Weile sah Helga schweigend zu, wie ihre Skizze unter der breiten, schmissigen Art des Meisters sich in ein Kunstwerk verwandelte.

„Wann sind Sie morgen an der See?" fragte sie dann beiläufig.

„Ich denke — der Beleuchtung wegen — gegen acht."

„Also gut — — — Sie werden mich dort finden." Damit wandte sie sich ab und ging.

* * *

Am andern Morgen erfuhr der Professor von Annamarein mit der er seit gestern abend versprochen war, daß Helga schon vor fünf zum Baden an die See gefahren sei — mit dem gelben Break.

Er machte sich eilig auf den Weg, hatte aber die Duvenhöhe noch nicht erreicht, als ihm der leichte, hochräderige Wagen langsam entgegenkam — — — führerlos. Nur Kleider, Strümpfe und Schuhe lagen auf den Sitzen.

Eisige Klammer krampften sich ihm ums Herz.

Er wandte das Gefährt und sprang auf. Als er den abgehetzten, schaumwerfenden Gaul an der Bucht parierte, fand er Helga Hansen ... wie er die Nixe hatte malen wollen — — — halb unter Wasser — und tot.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9375.

Ein sehr hübscher Anzug für den kleinen Jungen.

Soweit Komfort, Zweckmäßigkeit und guter Stil in Betracht kommen, dürfte sich dieses Muster als sehr empfehlenswert erweisen. Die linke Front schließt über der rechten an der Seite und ist mit zwei Knopfschlüssen versehen. Das Dessin ist für Corduroy, Samt, Tuch, Linon oder Galatea geeignet. Das Muster ist in 4 Größen geschnitten: 3, 4, 5 und 6 Jahre. Es benötigt 2¾ Yards 44zoll. Stoff für die 6jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....